

Arnim Juhre · Mit Glasfedern schreiben

Arnim Juhre wurde 1925 in Berlin geboren. Seit 1948 wirkt er als freier Schriftsteller. 1962 wurde er Autor und Redakteur im Evangelischen Rundfunkdienst Berlin, von 1969 bis 1975 Verlagslektor in Wuppertal, von 1976 bis 1977 verantwortlicher Redakteur beim Evangelischen Wochenblatt Sonntagsgruß in Saarbrücken, ab 1977 Verlagslektor in Hamburg, von 1982 bis 1990 Literaturredakteur beim Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt in Hamburg. Er ist Autor von Theaterstücken, Geschichten, Gedichten, lebt heute als freier Schriftsteller in Wuppertal. Er ist Mitglied im P.E.N.-Zentrum Deutschland und der Textautoren- und Komponistengruppe Takt.

ARNIM JUHRE

Mit Glasfedern schreiben

14 Kurzgeschichten und ein Nachwort



NORDPARK

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Besonderen Hefte
im
N O R D P A R K
V E R L A G
Alfred Miersch
Klingelholl 53 42281 Wuppertal
Gesetzt in der Palatino
© Arnim Juhre 2013
Umschlagzeichnung: Werner Friedrichs
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-935421-91-1
www.nordpark-verlag.de

*Die Besonderen Hefte werden eigenhändig
in der Werkstatt des NordPark Verlages gesetzt,
nach Bedarf in kleinen Auflagen gedruckt,
dann handgefalzt und handgeheftet und in den
Schutzumschlag aus dem PASSAT-Vorsatzpapier des
Hamburger Papierherstellers Geese eingeschlagen.*

Für Sammler:

Dieses Heft wurde gedruckt:

Gedruckt auf dem Geese Werkdruckpapier *Alster*
chlor- und säurefrei und alterungsbeständig
entsprechend ANSI 3948 und ISO 9706.

www.geese-papier.de



FSC

FSC zertifiziert
SGS – COC –004030
www.fsc.org

1. GESTERN
Gestern 8
Der grüne Mantel des Wasserträgers 10
Der Mann mit dem Klappstuhl 14
Möchte wissen wo ich bin 20
Das Kohlensäurebad 24
Unbekannter alter Mann (Gedicht) 29

2. MEIN BRIEF AN KAIN
Mein Brief an Kain 32
Der eine von den Zwölfen 40
Wie ein Traum zutage kommt 45
Jakob der Maler im Dom zu Magdeburg 50
Der Rentner der nach Patmos reist 56
Der Traum der Weisen (Gedicht) 62

3. MIT GLASFEDERN SCHREIBEN
Mit Glasfedern schreiben 64
Die Stimme aus Theben 69
Der selbstgemachte Teufelsberg 76
Zum Beispiel die Sehnsucht zu fliegen 81
Mein Großvater war ein Kesselschmied (Gedicht) 88

NACHWORT

I

GESTERN

Gestern

Seit gestern vormittag sind sie verschwunden. Meine Mutter, meine Brüder, sogar unsere alte Untermieterin. Obwohl sie gehbehindert war und die Treppen nicht ohne Hilfe hinunter kam. Nicht mal einen Zettel hatten sie hinterlassen. Keine Zeile. »Bin einkaufen gegangen« oder »Komme erst heute abend zurück«. In der Garderobe hingen noch ihre Sachen. Vollzählig. Im Schuhspind standen sämtliche Schuhe. Am Schlüsselbrett hingen die Schlüssel: die Kellerschlüssel, die Bodenschlüssel und auch die drei gleichen Schlüsselpaare für die Haustür und die Wohnungstür. Nirgends ein Anhaltspunkt, wohin sie gegangen sein konnten. Ich klingelte beim Nachbarn. Niemand zuhaus. Ich lief im Haus umher und öffnete mit dem Dietrich alle Türen. In alle Stuben sah ich hinein, in alle Küchen und Badezimmer. Kein Mensch war zu sehen. Im Keller rief ich: »Hallo! Ist da jemand?« Niemand antwortete.

In meinem Zimmer tickten die Uhren. Der blaue Wecker hell und blechern, die Standuhr etwas dumpfer. Der Perpendikel schwang hin und her, als ob nichts geschehen wäre. Gleichmäßig schwang er hin und her, und ich dachte: Zwischen halb und dreiviertel muß es gewesen sein, zwischen halb und dreiviertel elf.

Ich trat ans Fenster und sah hinaus. Kein Mensch war

zu sehen, kein Auto, kein Radfahrer, nicht mal ein Hund. Keine Krähe, keine Taube, kein Spatz. An der großen Linde, die vor meinem Fenster steht, bewegte sich kein Blatt. Am Himmel weder Sonne noch Mond. Und doch war es überall hell, gleichmäßig hell, beinah leuchtend hell. Es gab keine Schatten mehr. Die Standuhr in meinem Zimmer schlug dreiviertel elf. Es war an der Zeit, daß ich mich für die Nachmittagschicht fertig machte. Ich ging in die Küche und zündete die Gasflamme an. Ich setzte den Wasserkessel auf. Und ich sah zu, wie die Gasflamme brannte. Sie brannte mit unvermindertem Druck. Gern hätte ich gewußt, ob in den Städtischen Gaswerken die Arbeiter noch an den Öfen standen. Ich hatte Lust, überall hinzufahren, wo es noch Menschen gab.

Der grüne Mantel des Wasserträgers

Eine Kalendergeschichte auf das Jahr 1945

Als der Zweite Weltkrieg zu Ende war, den ein arbeitsloser Gefreiter aus dem Ersten Weltkrieg angezettelt, ein deutscher Reichskanzler planmäßig angefangen, der Größte Feldherr aller Zeiten total verloren hatte, besiegelt mit seinem Selbstmord, da war gerade Frühling in Deutschland. Und die Kirschbäume blühten üppig weiß.

Im Frühjahr 1945 wurden zwei Millionen entwaffneter Soldaten in Schleswig-Holstein gefangen gehalten, in einem Landstrich, zweimal größer als die Fläche der zerstörten Reichshauptstadt Berlin. Das Oberkommando der deutschen Wehrmacht hatte am 8. Mai als seine letzte Meldung die Bedingungslose Kapitulation bekanntgegeben. Der Krieg war aus. Wohin nun mit den Kriegsgefangenen? Wohin sollten sie entlassen werden? Die jungen zuerst als Erntehelfer in die britische Besatzungszone?

Britische Patrouillen umkreisten das riesige Feldlager. Und ließen nur Lebensmittel durch, große Mengen, die niemals ausreichten. Die Gefangenen mußten sich selbst verwalten. Intern galten die alten Ordnungen, aber keine Befehlsgewalt mehr.

An einem Waldrand, nahe dem Bauerndorf Schönwalde, hatten Hunderte Gefangener sich Hütten gebaut. Weil sie nicht genug Zeltbahnen hatten, um ein ordentliches Zelt-

lager aufzuschlagen. Niemand besaß mehr, als er gerade am Leibe trug. Manch einer baute sich sein Waldnest allein, andere bezogen zu zweit oder zu dritt eine Hütte aus Ästen, Ruten, Zweigen und Moos. Jeder hauste in Nachbarschaft anderer Gefangener. Nur wenige kannten sich mit Namen, man lernte sich kennen durch erzählte Geschichten.

Als einmal ein Pferd geschlachtet wurde, das letzte einer Bespannten Einheit, die sich geschlossen in Gefangenschaft begeben hatte, stellte sich heraus, wer von Beruf Schlächter gewesen war.

Ein anderer war und blieb der »Ober« im Lager, ein Oberfeldwebel, die Mutter der Kompagnie, auch wenn er nun keine Rangabzeichen mehr trug. Er sorgte dafür, daß die Lebensmittel gerecht verteilt wurden: »Zum Leben zu wenig, zum Sterben zuviel.« Und gab gute Ratschläge, wie man Gartenschnecken zubereiten und die Maitriebe der Tannen so rösten kann, daß sie nicht mehr bitter schmecken.

Unter einer hohen Kiefer, in der eine Waldeule ihr Nest hatte und sich durch nichts vertreiben ließ, hatten zwei junge Flieger ihre Hütte gebaut. Der eine kam aus Berlin, der andere aus Österreich. Sie wußten nicht, welche Adresse sie angeben könnten, um entlassen zu werden. Ein paar Meter weiter wohnte ein etwas älterer Infanterist, ein Kaufmann aus Ostwestfalen. Er wußte genau, wohin er entlassen werden wollte, wenn die Reihe an ihn käme.

Dieser Kaufmann war einer der wenigen im Lager, die mit den Bauern in Schönwalde Kontakt zu halten vermochten. Die meisten Gefangenen waren den Einheimischen nicht willkommen. Sie hatten sich unbeliebt gemacht. Weil

sie frische Setzkartoffeln aus dem Acker geklaubt hatten, um ihren Hunger zu stillen. Andere hatten den Hofhund überlistet und aus den Hühnerställen frische Eier gestohlen. So war ein feindseliger Abstand entstanden zwischen den Hungernden und denen, die sich sattessen konnten. Der Kaufmann war zum Grenzgänger geworden. Und er wurde beneidet, weil er wußte, wohin er entlassen werden könnte. Sein Heimatort lag in der britischen Besatzungszone.

Eines Tages im Juni kam der Kaufmann von einem der Bauernhöfe zurück und trug an einem Joch zwei Eimer mit frischem Wasser, einen rechts, einen links, beide gleichmäßig gefüllt. Langsam ging er am Waldrand entlang. Jeder konnte ihn sehen. Und wenn er stehen blieb, sagte er mit einem westfälischen Singsang in der Stimme: »Der Krieg ist aus. Die Waffen ruhn. Wir sollten jetzt was anderes tun.« Und dann bot er jedem, der irgend ein Gefäß beibringen konnte, frisches Wasser an. Unentgeltlich. Zumal Geld keinen Wert mehr hatte. Oder zu haben schien.

So ging es Tag für Tag. Meistens vormittags. Bis er entlassen wurde. Nach Ostwestfalen. In die britische Besatzungszone.

Nur die beiden Flieger wußten, daß der Kaufmann ihnen seinen grünen Militärmantel hinterlassen hatte, bevor er entlassen wurde. »Den brauche ich jetzt nicht mehr«, hatte er gesagt, »aber ihr könnt ihn vielleicht noch gebrauchen, wenn es kalt wird in der Nacht.«

Die anderen Gefangenen rund um Schönwalde wußten nur, daß seitdem keiner mehr frisches Wasser vom Bauernhof bis an den Waldrand schleppte. Und ihnen erzählte,

daß der Krieg jetzt aus ist und die Waffen ruhen.

Einer der beiden Flieger konnte den Mantel noch lange Zeit gut gebrauchen. Im britischen Sektor von Berlin. Ein alter Herren-Schneider hatte den grünen Militärmantel gewendet und einen schlanken Einreihler mit verdeckter Knopfleiste daraus gemacht. Den trug der einstige Flieger noch lange. Und war fürs erste gut gekleidet. In der zerstörten Stadt.

Der Mann mit dem Klappstuhl

Seit fünfzehn Jahren sieht er nicht richtig. Weil er links keine Linse mehr im Auge hat. Aber die Öffnung ist noch da, die Pupille. Die ist unbeschädigt. Durch die kommt rein, was alles reinpaßt. Aber nur helldunkel. Und alles nur flächig. Das hat sich allmählich so eingependelt, irgendwie ausgeglichen. Weil das rechte Auge in Ordnung ist.

Die Rede ist von dem Mann mit dem Klappstuhl. Der aus der Stadt rausfährt und sich an die Wupper setzt, als wollte er angeln oder malen. Oder irgendwas beobachten. Wie ein Wächter sitzt er da, wie ein Aufpasser an der Stadtgrenze. Zwischen Radevormwald und Beyenburg, wo die Wupper von Süden her in die Stadt reinkommt. Da sitzt er und guckt in den Fluß, nach dem die Stadt nun ihren Namen hat, Wuppertal.

Der Mann mit dem Klappstuhl stammt nicht aus Wuppertal. Als er in Berlin geboren wurde, da gab es Wuppertal noch nicht. Wer seine Personalien kennt, könnte sagen, der Mann mit dem Klappstuhl ist älter als Wuppertal, aber jünger als die Schwebebahn. Sein Sohn, der in Barmen wohnt, hat ausgerechnet, daß die Wupper neun Stunden braucht, um durch die Stadt zu fließen. Von einer Stadtgrenze zur andern, das seien 33 Kilometer. Aber der Sohn weiß nicht, wie sehr diese Zahl seinen Vater beunruhigt. 33 ist keine gute Zahl für ihn. 33 heißt: Hitler wird Reichskanzler, heißt Reichstagsbrand, heißt Notverordnung. 33 heißt, daß die

bürgerlichen Grundrechte außer Kraft gesetzt wurden. Von heute auf morgen. Vom 27. zum 28. Februar. So schnell ging das alles, 33.

Seit fünfzehn Jahren sieht er nicht richtig. Bei Nacht darf er nicht mehr Auto fahren. Er sieht nur noch flächig, weil das andere Auge so gut wie fehlt. Aber er sieht in der Ferne, wie die Abgeordneten des Bundestages in den Reichstag reingehen. An ihren Arbeitsplatz. In ihre Büros. In den Plenarsaal. Er sieht das Portal, über dem geschrieben steht: »Dem Deutschen Volke«. Und er sieht keinen, der daran Anstoß nimmt. Der sich weigerte, unter dieser Überschrift hindurchzugehen, bevor nicht aufgeklärt und verkündet ist, wer diesen Brand gelegt hat 1933.

Der Mann mit dem Klappstuhl sitzt an der Wupper. Er redet mit sich, einem anderen Ich, das besser sehen kann, das perspektivisch sehen kann. Der Mann sagt zu dem anderen: »Die Abgeordneten sollten sich weigern, den Reichstag zu betreten, bevor die Brandstiftung von 1933 nicht aufgeklärt ist.« Der andere sagt: »Das hat keinen Zweck. Daran ist keiner interessiert. Die Zeugen sind gestorben, die Indizien verschwunden. Was wirklich Sache war, kann keiner mehr beweisen.« Der Mann sagt: »Beweisen muß man, daß die Zeugen schwiegen, vertrieben oder umgebracht wurden.« Der andere sagt: »Das schaffst du nicht. Die haben heute ganz andere Sorgen.«

In jeder Sekunde legt die Wupper 3 Meter zurück. In zehn Sekunden 30. Das hat sein Sohn ihm ausgerechnet. Und der Wupperverein bestätigt. Wohin mit der Wahrheit, wenn 33 schon lange vorbei ist? Der andere sagt, ohne gefragt zu

sein: »Kümmere dich um deine Sachen.«

Der Mann mit dem Klappstuhl guckt in die Wupper. Aber die Wupper blickt nicht zu ihm herauf. Sie fließt dahin, fließt immer dahin, nach 33 Kilometern aus der Stadt hinaus. Dann hat sie genug von dieser Stadt, der sie ihren Namen hinterließ. Dann wendet sie sich ab nach Süden, dann wieder ab nach Westen. Es scheint der Wupper zu gefallen, in den Rhein zu münden. Sich mit ihm zu vermischen. Unermüdlich mündet sie in den Rhein. Und so wird sie im Ozean enden, mühelos und unerkant.

Der Mann mit dem Klappstuhl hatte sich große Mühe gegeben, in Wuppertal seinen Mann zu stehen. Damals. Mit einigem Erfolg. Mit Folgen sogar. Vor über 30 Jahren. Als er gefragt wurde, wie ihm Wuppertal gefalle, hatte er sich Zeit gelassen mit seiner Antwort. Und als er fertig war mit seiner Antwort, wußte keiner, daß es von ihm war, dieses Lied:

»Meinen Sie, Barmen zum Beispiel
sei eine heitere Stadt,
wo man die Botschaft des Engels
immer im Sinne hat?«

»So ein Lied«, sagt er, obwohl ihn niemand danach gefragt hat, »so ein Lied kann viel bewirken. Keiner braucht zu wissen, wer der Verfasser ist. Das Lied macht seine Runde, auch ohne ihn.«

Wenn er nach Hause fährt, über Beyenburg nach Oberbarmen, fährt er an Kemna vorbei, am Mahnmal von Kemna, das dicht am Straßenrand steht. Und jedesmal denkt er: Kaum brannte der Reichstag, schon gab es in Kemna das

erste KZ, so dicht bei der Stadt, schon 1933.

Der Mann mit dem Klappstuhl ist umgezogen. Jetzt will er von einer anderen Warte aus sehen, was sich bewegt, das Wasser, das Licht, aber auch die Leute. Hier gibt er sich als Sonntagsmaler aus. Mit der Bahn fährt er von Barmen bis Schaberg, mit der Bahn über die Müngstener Brücke, die höchste Eisenbahnbrücke in Deutschland. Und von Schaberg aus geht er zu Fuß. Wo die Solinger Straße über die Wupper führt, da verläßt der Fluß die Stadt. Hier ist mehr Betrieb als auf der anderen Seite, wo die Wupper in die Stadt reinkommt. Hier ist er ein Sonntagsmaler unter anderen. Aber er fällt auf, weil er beim Malen zu brabbeln anfängt, weil er beim Malen irgendwas vor sich hinredet. Geschichten aus Berlin, von seiner verstorbenen Frau. Manchmal spricht er so deutlich, daß man's mitschreiben könnte: »Meine Frau hat erzählt, wie sie als Kinder auf der Straße spielten, damals, in Berlin-Moabit, in der Havelberger Straße. Wie sie da spielten und weitersagten, was sie von ihren Eltern aufgeschnappt hatten, daß die SA den Reichstag angesteckt hat.«

Der Mann mit dem Klappstuhl sagt nicht jedem alles. Doch wenn er sieht, daß jemand die Ohren spitzt, dann brabbelt er weiter. Dann erzählt er von der Nacht am 27. Februar 1933, als der Reichstag in Flammen aufging.

Ein Foto von dem Mann mit dem Klappstuhl ist in der »Westdeutschen Zeitung« erschienen, im Wuppertaler Lokalteil. Da wird er als ein Sonntagsmaler vorgestellt, als einer unter anderen, die sich an den Ufern der Wupper efinden, die meisten mit Blick auf die Müngstener Brücke.

Da war mal ein Reporter aufgetaucht, ein junger Journalist, weil er da alle beisammen hatte, die hier mit ihren Zeichenblöcken und Staffeleien in der Landschaft sitzen. Die Sonntagsmaler wollten von ihm wissen, ob er auch Bilder von ihnen veröffentlichen würde. Und wenn ja, welche. Mit was für Bildunterschriften, kurzen oder langen, richtigen oder falschen.

Dem Mann mit dem Klappstuhl war das egal. Was der Reporter von ihm wissen wollte, das hat er ihm gesagt, nicht mehr und nicht weniger. Zwei Bilder hat er ihm geschenkt, als Andenken, als Gedächtnisstütze, zu beliebiger Verwendung.

Ende August kam der Reporter wieder, an einem Wochentag, einem richtigen Arbeitstag. Und sagte zu dem Mann mit dem Klappstuhl: »Ich habe zwei Berichte geschrieben, einen kurzen und einen längeren. Mit und ohne Bild dazu. Für einen ausführlichen brauche ich weitere Informationen.« Der Sonntagsmaler mit dem Klappstuhl schenkte dem Journalisten ein weiteres Bild. Auf dem ist eine ganze Menge zu sehen: mit groben Strichen die Müngstener Brücke, obendrauf ein Zug, der von Wuppertal nach Solingen fährt. Und auf dem ganzen Bild verstreut ein paar Zahlen, einmal eine Eins, einmal eine Neun, zweimal eine Drei. Dazwischen wie Hühnerfutter ein paar Reichstagskuppeln, ein paar große neue und ein paar kleine alte, aus denen Feuerflammen schlagen.

Die Westdeutsche Zeitung hat noch einmal über ihn berichtet, diesmal ohne Bild. Und der Mann mit dem Klappstuhl brabbelt weiter vor sich hin: »In Berlin hätten sie das

anders gehandelt. Irgendwie anders. So dicht an der Spree wäre ich früher aufgefallen.«

Der Journalist ist nicht wiedergekommen. Irgendwie war das Gebrabbel des Alten bis zu ihm gedrungen. Und nun geniert er sich, das dritte Bild nicht richtig verstanden, den Mann mit dem Klappstuhl für einen Sonntagsmaler gehalten zu haben. Für einen Hobbymaler, der bei schönem Wetter die Wupper malt, wie der Fluß die Stadt verläßt nach seinem 33-Kilometer-Lauf.

Wenn im Spätherbst hier die Nebel steigen, in Kemna wie unter der Müngstener Brücke, dann bleiben die Sonntagsmaler zu Hause. An den Ufern der Wupper würden ihnen die Finger klamm. Allerdings weiß keiner, ob und wo sie weiter malen, zu Hause, in der Küche, auf dem Dachboden oder in beheizten Ateliers. Die Freiheit der Künste schnappt nach Luft, aber sie schnappt sich auch ihre Leute, die sie braucht, um nicht vergessen zu werden. Weder im Sommer noch im Winter, weder bei Tage noch bei Nacht.

Der Mann mit dem Klappstuhl wußte Bescheid, wußte ein Lied davon zu singen, ein ziemlich langes Lied. Wer ihn kannte oder heute noch kennt, mag manchmal meinen, er sei noch längst nicht fertig damit.

Möchte wissen wo ich bin

Wenn es hier Tag und Nacht gäbe, Morgen und Abend, Monate und Jahre, wie gewohnt, würde ich sagen, ich sitze hier ungestört und schreibe Tagebuch. Ich versuche zu notieren, was ich höre und sehe, rieche, schmecke und fühle. Auch wenn ich nicht weiß, wozu das gut sein soll. Vielleicht ist mein Schreiben nur eine Gewohnheit aus meinem früheren Leben, ein abklingendes Bedürfnis, mir klarzumachen, was mit mir und meiner Umgebung los ist. Mag sein, daß ich gar nicht mehr richtig lebe. Vielleicht bin ich hochgeschleudert worden von einem Vulkan, nach oben weggepusht von einem Chaos, das unten weiterbrütet. Ich staune, daß meine Hand sich bewegt und Wörter hinschreibt. Ich fühle mich wie ausgesondert, aber so tot auch wieder nicht, daß ich nicht sicher wüßte: Das hier ist der Himmel nicht. Mag sein, daß ich mich zu retten versuchte, unbewußt einen Baum erklommen habe, eine Leiter erwischte, auf der ich endlos aufwärts stieg. Bis ich hier zusammenbrach, in irgendeine Ecke kroch oder mich auf eine leere Straße legte. Ob ich hier schlafe oder wache, träume oder tot bin, ist ungewiß.

Ich sehe, daß meine Finger sich bewegen. Sie schreiben gerade auf, daß ich auf einer langen, schnurgeraden Straße sitze, die mit langen Versatzstücken nach beiden Seiten abgeschottet ist, mit gleichmäßigen rechteckigen Mauerstük-

ken, zwischen denen in gleichmäßigen Abständen schmale Lücken blieben, seitliche Durchlässe, die niemandes Neugier wecken. Ich sehe, wie von rechts ein Mann durch eine solche Mauerlücke auf die Straße tritt. Ich ahne nicht, woher er kommt, kann nicht erkennen, wohin er geht, vielleicht hat er keinen eigenen Willen. Vielleicht ist er hier oben, ohne es gewollt zu haben.

Hinten auf der leeren Straße, vor dem dritten Mauerabschnitt, läuft ein Kind einem Trudelreifen nach. So frei und so leer ist diese lange Straße, daß es ewig so laufen könnte, ohne müde zu werden. Aber es kommt nicht voran, es ist nur so dahingezeichnet, eine Dekoration.

Auf zielgerader Straße kommt ein Mann auf mich zu, der hier vielleicht der Aufseher ist, der Inspekteur, der Straßenbaumeister, der Oberwachtmeister auf einer hochgestellten Chinesischen Mauer, die ein Vakuum überbrückt, ein Chaos, einen Wust aus Trümmern und Kadavern aus Krieg und Verwüstung, die Sümpfe einer Sündflut.

Der Gehstock des Mannes ist lang und schlank, mehr Zauberstab als Wanderstock. Der Aufseher geht eben an einer rechteckigen Grube vorbei, an einer Gruft, einer Öffnung nach unten, die hier mitten in der Straße klafft, genau berechnet, säuberlich auszementiert.

Aus der Tiefe ragt ein Baum durch dieses Straßenloch, hoch empor und immer höher wachsend, gehalten und verziert zugleich von einer hohlen Säule, durch ein senkrecht Roh, ein Ventil der Unterwelt, durch das der Baum nach oben zischt und gewaltiges Blattwerk treibt.

Am rechten Rand der Grube lehnt eine Leiter, die nach

unten führt. Ich sehe niemanden, der heraufkommt oder hinuntersteigt.

Der Aufseher trägt einen großen Hut und an dem Hut ein zackiges Blatt von diesem Baum, als Schmuck wie eine Vogelfeder oder als Kennzeichen seiner Großgärtnerzunft. Weitschweifig wie der Künstlerhut ist auch der Mantel des Gärtners. Der Mantel schweift und flattert, obwohl hier oben kein Lüftchen weht. Falls es hier Luft gibt, steht sie still. Ich spüre weder Hitze noch Kälte, weder Dunkelheit noch Sonnenlicht. Obwohl ich den Obergärtner auf mich zukommen sehe, empfinde ich keine Angst vor ihm. Noch 15 oder 20 Schritte, dann wäre er bei mir angelangt, dann würde er über mich stolpern. Ich male mir aus, daß er mich fragen könnte: »Was machst du hier? Wie bist du hierhergekommen?«

Vielleicht ist er der Chef hier oben, ein Chefchemiker, ein Zauberer, der Gehilfe eines Größeren, der sich langweilen würde, wenn es hier oben gar nichts mehr gäbe. Ich würde mich nicht wundern, wenn der Gärtner jetzt sagte, ohne mich anzusehen: »In der Welt habt ihr Angst gehabt, tröstet euch, ich habe die Welt überbrückt.«

Ich weiß natürlich nicht, ob er mit mir reden möchte, falls er überhaupt reden kann. Am besten, er stolperte über mich, stieße mir seine spitzen Schuhe zwischen die Rippen, dann müßte er ja irgend etwas sagen, wenigstens schimpfen, drohen oder sich entschuldigen. Nach menschlichem Ermessen. Falls das hier oben noch etwas gilt.

Der Mann von rechts, der durch die Mauerlücke kommt, scheint gar nicht richtig zu leben, so wenig wie das Kind

da hinten, das den Trudelreifen treibt. Vielleicht sind wir nur Skizzen hier auf einer technischen Zeichnung, vielleicht sollte nur angedeutet werden, wo Menschen Platz finden könnten auf dieser Straße, vor den Mauern, in den Lücken. Ich denke, wir sollten uns nicht überschätzen, keiner weiß genau, was die Giftgase da unten hier oben für Blüten treiben, wieviel Verwesungsqualm zu riesigen Bäumen aufflammt.

Vielleicht tue ich dem großen Gärtner unrecht, aber ich fühle mich wie narkotisiert.

Was da unten schiefgegangen ist, kann hier oben keiner gutmachen. Das ist kein Leben hier. Da hilft kein Baum mit noch so großen Blättern, kein Straßenbau in menschenleeren Höhen. Die Angst muß vergehen, wo sie entsteht. Alles andere ist bloß Überbau, nach oben verdrängte Hoffnung. Im Luftschloß ohne Luft stockt mir der Atem. Hier weiß ich nicht mehr, wer ich bin.

Wenn der Gärtner über mich stolpert, werde ich merken, ob ich Schmerz empfinde. Ob ich noch Stimme habe. Ob ich aufschreien kann. Dann werde ich ihn zur Rede stellen. Ohne Rücksicht darauf, was sich dann tut. Ich möchte wissen, woran ich bin.

Das Kohlensäurebad

»Sauna und medizinische Bäder. Kassenbehandlung.«An diesem Schild vorüber nimmt ein kleiner alter Herr mit steifen Schritten den Weg in einen kühlen Hinterhof. Dort ist vom Lärm der Großstadt nur noch leises Gsumm zu hören. Schwarzrotbraune Backsteinwände klemmen einen Kastanienbaum ein. Einige Sonnenblumen versuchen in kaltem Schatten zu blühen. Der alte Herr betritt den ersten Stock des Hinterhauses und freut sich auf das belebende Kohlensäurebad.

Bis an die Brausen sind dort die Wände weiß gekachelt. Von den grünen Kacheln, die den oberen Abschluß bilden, fehlen einige. An der Decke sind alte Schadstellen mit Zement verschmiert. Und in drei leere Wannens tröpfelt das Wasser aus abgenutzten Hähnen. Der Alte sieht es nicht. Seit einem Jahr, wöchentlich einmal, nimmt er hier sein Bad. Zweiundfünfzigmal im Jahr die fehlenden Kacheln und die tröpfelnden Hähne sehen, das heißt: sie nicht mehr sehen.

Im Hof klopft jemand Teppiche. Die kurzen Schläge hallen lange nach. Und der Alte träumt zurück in eine Zeit, als er in einem solchen Hinterhof lebte. Das Teppichklopfen klang ebenso, und auf dem Pflaster spielten die Kinder ein Murnelspiel. Zwischen den Kopfsteinen hielt sich spärliches Gras. Nur vor den Kellerfenstern wuchsen kräftigere Büschel, dort, wohin nach anhaltendem Regen das Wasser

aus undichten Dachrinnen tropfte. Dort wuchs das Unkraut in kräftigem Grün. Das konnte er aus seiner Buchbinderwerkstatt sehen, die er im Keller eingerichtet hatte. Von dort konnte er das Unkraut sehen, die spielenden Kinder und die Fenster seiner Wohnung, die im ersten Stock gelegen war. Er freute sich über die Kinder, das Kopfsteinpflaster und die weißen Betten, die morgens in dem Schlafzimmerfenster lagen. Er freute sich, wenn er seine Frau in der Küche wirtschaften sah.

Aber nun ist er ein alter Mann. Er sieht nur, was er sah. Was er jetzt sieht, sieht er nicht. Nicht das gedämpfte Licht, das den Raum erfüllt, nicht die Milchglasscheiben, auf denen die Sonne mit den Schatten der Kastanienblätter spielt.

Das kann derselbe Hof nicht sein, denkt er. Es fehlen die dicken braunen Hühner, wie sie ihren Kopf hin und herrecken und durchs Kellerfenster gucken. Es fehlt ihr aufgeregtes Geflatter, wenn sich ein fremder Hund in den Hof verläuft. Es fehlt ihr behagliches Gepluster, mit dem sie viel Luft unter ihr Gefieder nehmen und dann wie aufgeblasene braune Bälle in der Sonnenecke des Hofes Hühnerträume träumen. Und die Hühnerleiter ist auch nicht da, die an dem Speisekammerfenster der Portierwohnung festgemacht war. Fünf Hühner hatte der Portier, und der Stall war in seiner Speisekammer eingerichtet. Von der Küche aus konnte man frische Eier nehmen, wenn es zuvor gekakelt hatte.

Der alte Herr nimmt sein Kohlensäurebad, das soundsovielte der laufenden Behandlung. Diese prickelnden,

sprudelnd aufsteigenden Bläschen sind das Einzige auf der Welt, wonach er in freudiger Erwartung die Tage zählt. Von Bad zu Bad mißt er die Zeit. Als er den Hahn zudreht und das Wasser nur noch tröpfelt, hört er wieder das Teppichklopfen. Ja, denkt er, mein Hof ist voll von Teppichklopfen, voll von dicken braunen Hühnern, spärlichem Gras und einem großen Kastanienbaum. Wenn die reifen Früchte vom Baum fallen, beginnt der Wettlauf der Kinder nach jeder neuen Kastanie. Sie reihen die schwarzbraunen Kugeln zu Halsketten und Armbändern auf eine Schnur. Vom Kellerfenster aus kann man ihre Geduld bewundern. Und manchmal auch ihren Stolz, wenn sie nach wildem Streit, wer nun die schönste Kette habe, ihren Besitz großmütig verschenken. Ja, denkt er, Kinder hatte ich immer gern. Hätte am liebsten eigene gehabt.

Im Nebenraum läuft das Lätewerk eines Weckers ab. Mechanisch, sanft, mit gar keinem lauten Gerassel. Die Badezeit ist um. Aber die Kohlensäurebläschen perlen noch emsig. Und der Alte denkt: Es war nur der Wecker! Vom Kirchturm die Uhr hat nicht geschlagen. Das fehlt diesem Hof. In meinem Hof schlug sie alle Viertelstunde mit nachhallendem Ton. Sonntags, bevor sie neunmal schlug, gingen die Leute zur Kirche. Sie war in die Häuserzeile eingebaut, stand in einer Reihe mit dem Getreidelager, der Ölmühle und dem Druckhaus der Lokalzeitung. Ich ging nie zur Kirche. Ich sah nur zu, wie die andern gingen. Ich liebte nur das Schlagen der Uhr und das Orgelspiel, das deutlich zu hören war. Meine Bibel las ich für mich allein. Ich hatte sie neu eingebunden. Nicht einmal meiner Frau las ich daraus

vor. Vielleicht war das falsch. Vielleicht hätte ich ihr daraus vorlesen sollen.

Müde steigt der Alte aus dem Bad. Ein Schwindelgefühl überkommt ihn. Er spürt, daß dieses Bad nicht die belebende Wirkung hatte wie die anderen Bäder zuvor. Vorsichtig setzt er sich auf den Schemel und ruht sich aus. In der leeren Wanne nebenan versucht eine Spinne, die steile Wand hinaufzukrabbeln. Der Alte beobachtet, wie sie immer wieder abrutscht. Langsam steht er auf. Er legt sein Handtuch zurück auf den Schemel. Er beugt sich über die Wanne und stülpt seine Hände hohl über das ängstliche Tier. Als er die dünnen Spinnenbeine an seinen Handflächen fühlt, schließt er die Hände zu einem behutsamen Käfig, richtet sich auf und bleibt lange so stehen.

»Quäle nie ein Tier zum Scherz ...« Dieser alte Reim aus seiner Kindheit fällt ihm ein. Und er wehrt sich dagegen, denn er wollte die Spinne ja nicht töten. Doch dieser Reim, und alles, was sich reimt, hat etwas Zwingendes. Ein Reim ruft den anderen. Immer lauter. Und ruft immer mehr herbei. Und nun auch dieses: »Ich bin klein.« Alt und klein bin ich. Jawohl. – »Mein Herz ist rein.« – Mein Herz ist rein? – »Soll niemand drin wohnen als ...« – Soll niemand drin wohnen? Warum fällt mir das gerade heute ein? Warum gerade jetzt, wo ich fühle, daß mich dieses Bad mehr schwindlig als lebendig macht?

Der Bademeister steckt seinen Kopf zur Tür herein, um zu sehen, ob der Badegast das Klingelzeichen überhört habe. Er sieht den Greis andächtig etwas in seinen Händen halten und möchte gern näherkommen, um zu erfahren,

was es ist. Aber er wagt es nicht. Er schüttelt den Kopf und schließt die Tür. Der alte Herr überlegt, wo die Spinne wohl am liebsten weiterleben möchte. Er denkt lange darüber nach. Dann setzt er sie vorsichtig ab, dorthin, wo die Fliesen trocken sind.

»Sauna und medizinische Bäder« steht auf dem Schild, an dem der kleine alte Herr vorübergeht. Langsamer als zuvor. Wenn ich das noch einmal sagen könnte, denkt er. Ganz leise. Nur für mich. Arglos wie ein Kind. »... soll niemand drin wohnen...« Wenn ich das noch einmal zuende beten könnte.

Als er auf die belebte Straße kommt, geht er noch langsamer. Er hat Angst, ihm könnte irgend etwas passieren.

Unbekannter alter Mann

Wenn er auf der Nase liegt
und die frischen Maulwurfshügel
wie Gebirge vor sich sieht,

wenn die große Antriebsschwäche
seinen Zorn ins Leere schiebt,
Weh und Wahn zur Demut wendet,

wenn er lange liegen bliebe
und der Abend ihn allmählich
in die Nacht hinüberschiebt,

wenn ihn morgen niemand fände,
wäre ihm das heut schon recht,
Tiere, sagt er, sterben besser.

Wenn er wieder auf der Bank sitzt,
halb geduldig, halb empört,
jetzt noch hier und nicht bei Tisch.

Sonne scheint in seine Hände.
Langsam taut er innen auf.
Nachher bring ich ihn nach Haus.

MEIN BRIEF AN KAIN

Mein Brief an Kain

Hamburg, im letzten Jahr des 20. Jahrhunderts nach Christus.

Herrn Stadtbaumeister Kain.

Per Adresse Mohenjo-Daro / Akropolis /

Indus Zivilisation (via Pakistan).

Hochverehrter Herr Stadtbaumeister Kain,
bitte verzeihen Sie, daß ich mich auf ganz ungewohnte Weise an Sie wende, doch ich will es versuchen. Es gibt zwingende Gründe. Wenn nicht alle die Anzeichen trügen, die Menschen wahrzunehmen fähig sind, geht unsere Zivilisation in mehr als einer Region dieser Erde einer Katastrophe entgegen. Einer schnell wachsenden Weltbevölkerung entspricht eine ebenso schnelle technisch-industrielle Entwicklung, deren Rückwirkungen auf die Natur den meisten von uns zu spät bewußt geworden sind. Wasser, Erde und Luft verändern sich, Bürger aller Nationen bekommen zu spüren, daß eine Art Strafe dem Übermut technischen Fortschritts auf dem Fuße folgt. Jede Reue scheint zu spät zu kommen, und die heute noch wirksamen Religionen sind machtlos. Zwar verehren sie alle Gott als den Schöpfer Himmels und der Erden und verpflichten ihre Gläubigen, ihm zu gehorchen und seine Gebote zu halten, aber sie können ihre Mitmenschen nicht daran hindern, den technischen Segnungen der Zivilisation abergläubisch nachzulaufen. Die Handhaber scheinbar unbegrenzter Möglichkeiten bestimmen den Lauf der Geschichte und führen ein Weltgericht herauf, dem auf die Dauer niemand entkommen kann. Gerade jene, die ihren Götzen opfern, werten Menschen

und Völker als »Primitive« ab, die Pflanzen und Tieren mit Ehrfurcht begegnen und die Kreisläufe der Natur nicht antasten wollen. Viele alte Völker sind längst übervorteilt oder ausgerottet worden. Mit Schrecken sehen wir, daß fast alle, die Erde, Pflanzen und Tiere nicht schonen, auch des Menschen Feind geworden sind. Doch auf diesem Wege laufen wir mit, jeder auf seine Weise, wissentlich oder unwissend, tätig oder zögerlich. Mehr oder minder fühlen alle, die heute leben, daß wir Mitläufer dieser Zivilisation sind, Nutznießer und Vorteilsnehmer, doch zugleich verwandt Totschlägern, Raubbauern und Schönfärbern der von Menschen gemachten Realitäten, an denen wir zugrunde gehen werden.

Sie werden verstehen, sehr geehrter Herr Stadtbaumeister, daß ich mich in dieser Lage an Sie zu wenden versuche. Ich bitte um Ihren Rat oder wenigstens um ein Zeichen, daß Sie über Tausende von Jahren und große Entfernung erreichbar sind. Zwar ist meine Hoffnung, daß wir aus Ihrer Erfahrung etwas lernen können, wirklich nicht groß, aber sie ist zäh. Zum einen wende ich mich an Sie als den von Eva erstgeborenen Sohn, von dem unsere Heilige Schrift berichtet, daß Sie ein Ackerbauer geworden seien, Ihr nachgeborener Bruder hingegen ein Kleinviehhirt. Zum andern lesen wir oft und immer wieder, »daß Kain dem Herrn ein Opfer brachte von den Früchten des Feldes. Und auch Abel brachte von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Und der Herr sah gnädig an Abel und sein Opfer, aber Kain und sein Opfer sah er nicht gnädig an«.

Juden und Christen, sehr geehrter Herr Stadtbaumeister,

aber auch vielen Ungläubigen ist diese Geschichte gut bekannt: »Da sprach Kain zu seinem Bruder Abel: Laß uns aufs Feld gehen! Und es begab sich, als sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Abel und schlug ihn tot.« Bekannt geblieben ist natürlich auch, daß der Herr Sie dieser Mordtat wegen verfluchte, die Erträge Ihrer Landarbeit Ihnen absprach und Sie unstet und flüchtig auf Erden herumlaufen ließ. Sie wandten damals ein, diese Strafe sei zu schwer, als daß Sie sie tragen könnten, Sie fürchteten, daß jeder, der Sie fände, Sie nun ebenfalls totschiagen würde. Dem aber sollte nicht so sein, der Herr, berichtet die Bibel, habe Sie davor bewahrt: »Wer Kain totschlägt, das soll siebenfältig gerächt werden. Und der Herr machte ein Zeichen an Kain, daß niemand ihn erschläge, der ihn fände. So ging Kain hinweg von dem Angesicht des Herrn und wohnte im Lande Nod, jenseits von Eden, gen Osten. Und Kain erkannte sein Weib; die ward schwanger und gebar Henoeh. Und er baute eine Stadt, die nannte er nach seines Sohnes Namen Henoeh.«

Sie werden verstehen, sehr geehrter Herr Stadtbaumeister, daß ich mich nicht nur dieses Städtebaus wegen an Sie wende, sondern dieses menschlichen Namens wegen, denn Henoeh übersetzen unsere Schriftkundigen mit »Anfänger« und »Einweiher«, vor allem aber, weil wir fühlen, daß auch wir das Paradies verfehlt haben und »jenseits von Eden« sind.

Im Dunkel der Geschichte war schwer zu erkennen, wohin »gegen Osten« Ihr Weg Sie geführt hat, aber manchmal bricht durch die Lücken und Risse geschichtlichen Wissens

ein Licht aus vorgeschichtlicher Zeit. In solchem Licht sehen wir Sie nun deutlicher. Im Delta des Indus die Erdhügel verstärken, Fliehburgen bauen und Vorratslager und schließlich Mohenjo-Daro anlegen, die komfortable Stadt mit Bad und Speicher, Versammlungshalle und Befestigung, mit Wohnungen und Priesterkolleg. Erst seit kurzem wissen wir, daß die Indus-Zivilisation zu den ältesten gehört und nach Lage und Ausdehnung die größte war. Wenn im Himalaya der Schnee schmilzt, schickt er seit eh und je ungeheure Wassermassen den Indus hinunter. Seit Menschengedenken war das immer so.

Und nicht nur im Indus-Delta haben seit Tausenden von Jahren die Menschen Pflanzen und Tiere sich nutzbar gemacht, ihrem Leben in Häusern und Städten das wirtschaftliche Hinterland gesichert. Wo etwas gedieh, sollte mehr gedeihen, wo etwas blühte, sollte noch mehr blühen, aber nach allem, was wir heute wissen, hat der Indus sich gerächt. Das Klima hat sich geändert. Unsere Wissenschaftler sagen, es seien verschiedene Faktoren zusammengekommen, die der Indus-Zivilisation ein Ende gemacht hätten. Die alten Städte liegen heute viele Meter tief unter Schlamm und Geröll, das Land darüber ist versalzen und versteppt. Wenig wissen wir über die Menschen von damals, ihre Schrift ist noch nicht entschlüsselt, die Religion noch unbestimmt. Wie war das damals? Hatten sie Priester, hatten sie Könige oder beides in einem? Hatte ihnen niemand gesagt, was auch uns schon gesagt war vor Jahrtausenden: »Wenn du nun gegessen hast und satt bist und schöne Häuser erbaust und darin wohnst, dann hüte

dich, daß dein Herz sich nicht überhebt und du den Herrn, deinen Gott, vergißt.«

Sie werden verstehen, sehr geehrter Herr Stadtbaumeister, warum ich mich gerade an Sie zu wenden versuche. Ich bin ein Bürger der Stadt Hamburg und habe täglich zweimal vor Augen, wieviel Land verloren ginge, wenn der Meeresspiegel um zwei, fünf oder zehn Meter ansteige. Wenn das Klima sich ändert, wenn die Polarkappen schmelzen, wenn wieder einmal verschiedene Faktoren zusammenkommen.

Von den Niederlanden würde nichts mehr übrigbleiben, die Landstädte Essen, Münster und Hannover lägen dicht am Meer, in der Hafenstadt Bremen legten keine Schiffe mehr an, sie führen glatt drüberweg.

An jedem Werktag fahre ich von Bergedorf nach Hamburg zur Arbeit und abends wieder zurück. Eine Dreiviertelstunde hin, eine Dreiviertelstunde zurück. Aber seit kurzem beschäftigen mich, kaum daß ich den Zug bestiegen habe, immer dieselben Gedanken. Ich sehe aus dem Fenster des fahrenden Zuges wie gewohnt und weiß, da hinten fließt die Elbe, seit Jahrhunderten gut eingedeicht. Aber nun stelle ich mir vor, wie das Wasser steigt, von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Die Deiche brauchen gar nicht zu brechen, wahrscheinlich halten sie stand. Das Wasser ist einfach da, so wie der Regen vom Himmel fällt, so steigt es heimlich mit dem Grundwasser auf. Und es fehlt nicht viel, dann male ich mir aus, wie der Zug, mit dem ich nach Hamburg fahre, unter Wasser fährt.

Zum ändern, sehr geehrter Herr Stadtbaumeister, eine

ganz reale Beobachtung: Kürzlich saß ich in der S-Bahn einem Mann gegenüber, der mir fremdländisch vorkam. Ich habe ihn, um nicht aufdringlich zu sein, nur einmal kurz angesehen, nur flüchtig betrachtet. Aber das Merkwürdige ist nun, daß dieser Mann mir in der Erinnerung immer deutlicher wird, immer sprechender. Und seit kurzem denke ich: Genauso könnten Sie ausgesehen haben, Herr Stadtbaumeister. Mit eigentümlich geschlitzten Augen, mit beinah runden Ohrmuscheln, mit einem sorgfältig gepflegten Backenbart, ohne Schnurrbart, den Mund ganz frei. Sie trugen ein schmales Kopfband und auf der Mitte der Stirn, vom Kopfband gehalten, eine kreisrunde Schließe, eine Spange oder Brosche, gerade groß genug, um Ihr Kainsmal dahinter zu verbergen. So rund war dieses Schmuckstück, so rund wie gewachsen, nicht wie gezirkelt, daß ich dachte, Sie hätten sich ein kleines rundes Ohr auf die Stirn gebunden. Jedenfalls sah ich ein Gesicht, das dem des sogenannten »Priesterkönigs« aus Mohenjo-Daro glich, jener Büste, nur etwa 17cm hoch, die heute in Karachi im Pakistanischen Nationalmuseum zu sehen ist.

Ein paar Wochen danach kam ich in derselben S-Bahn mit einem alten Herrn ins Gespräch, der in einem kleinen Käfig drei Tauben transportierte. Er züchte Brieftauben, erzählte er mir, er richte sie ab. Wenn ich Zeit und Lust hätte, seine Tierhandlung kennenzulernen, solle ich ihn doch mal besuchen. Seine besten Tauben hätten schon viele Preise gewonnen. Einige, die er nicht verkaufen wolle, könnten nicht nur weite Strecken zurücklegen, sondern auch Zeitgrenzen durchfliegen, »flugs durchfliegen«, sagte er. Das

sei zwar immer wieder schwierig, aber nicht unmöglich. Aus der Zukunft sei leider noch keine zurückgekommen, aus der Vergangenheit käme im Durchschnitt jede dritte zurück. Das gehe auf die Dauer zwar mächtig ins Geld, im Grunde sei das alles ein Verlustgeschäft. Doch er sei stolz darauf, mit seinen besten Tauben konkurrenzlos zu sein. Was er zu bieten habe, sei beispiellos. Und so habe er es gar nicht nötig, auch nur eine Mark für Werbung auszugeben. Dabei sah er mich prüfend an, und das Weiß seiner Augen blitzte wie das Weiß von Meeresmuscheln. Wenn er mich ansah, dann war es, als ob sie noch rauschten.

Sehr geehrter Herr Stadtbaumeister, falls dieser Brief Sie erreicht, werde ich das einer Briefftaube jenes alten Herrn zu danken haben, den ich zufällig in der Hamburger S-Bahn kennenlernte. Zwar weiß ich bis heute noch nicht, ob er mich zum besten hält oder ob auf unerklärliche Weise etwas Wahres an seinem Angebot ist. Falls ich mich vor aller Welt lächerlich mache wegen meiner Leichtgläubigkeit, schmerzt mich das herzlich wenig. Lieber ein Versuch mehr, auch unter Hohngelächter, als auch nur eine Chance ungenutzt zu lassen. Denn wir sind, Herr Stadtbaumeister, dessen bin ich sicher, verflucht wie Sie, auch wenn wir die Zeichen auf unseren Stirnen noch nicht erkennen. Wir bauen Städte wie Sie, nur schrecklicher noch, immer schneller, immer größer, immer höher, aber das Land verkommt. Immer weniger taugt es, Menschen eine Heimstatt zu bieten, weder den Seßhaften noch den Nomaden.

Die Frage wird immer brennender, ob wir mit der Art, wie wir hier leben, in der Ferne einen Bruder totschiagen.

Und schließlich auch uns selbst auslöschen. Ihnen wird nicht unbekannt sein, wie so etwas vor sich geht. Was können Sie uns raten?

Hamburg, im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts.